

INHALT

Vorwort	Die Kick Queen von Beirut	7
Kapitel 1	Vom Auftauchen und Verschwinden schlagender Weiber	15
Kapitel 2	Jiu-Jitsu für den Heiligen Krieg	43
Kapitel 3	Papa jagt den Säbelzahn tiger, Mama fegt die Höhle	67
Kapitel 4	Universis und «Sechs Fuß deutsche Brutalität»	88
Kapitel 5	Dirty Care – Leben in der Vergewaltigungskultur	113
Kapitel 6	Die Frau mit dem Kopf in der Hand	132
Kapitel 7	Angie und das fliegende Knie – wenn ein Mann zur Kämpferin wird	159
Kapitel 8	Kurzer Haken, lange Beine	182
Kapitel 9	Brad Pitt und die Männer im Käfig	204
Kapitel 10	Die Wut, die frei macht	217
Nachwort		239
Dank		246
Literatur		249
Quellen		253
Bildnachweis		272

VORWORT

Die Kick Queen von Beirut



Der Anstoß zu diesem Buch war der Fußtritt einer Frau in den Unterleib eines Mannes. Geschehen am 17. Oktober 2019 in der libanesischen Hauptstadt Beirut während Massenprotesten gegen Korruption und Vetternwirtschaft. Der Konvoi eines Ministers war in einer Demonstration stecken geblieben, ein Leibwächter stieg aus und feuerte mit seinem Gewehr in die Luft. Aus der Menschenmenge löste sich eine kleine, schlanke Frau, winkelte das linke Bein an und versetzte ihm einen gezielten Tritt in die Weichteile. Dutzende hatten den Moment fotografiert oder gefilmt. Wenige Stunden später war die Demonstrantin in den sozialen Medien

zur «Kick Queen» und zur Heldin der Proteste gekrönt. Die Szene tauchte als Graffiti an Häuserwänden auf, Videos und Fotos gingen viral. Ich lud mir eines der Bilder herunter, starrte es immer wieder und immer ungläubiger an. Ort, Zeitpunkt und Kontext verblassten. Übrig blieben die Konturen einer unbewaffneten Frau, die mit voller Wucht und Entschlossenheit einen deutlich größeren und schießenden Mann angreift.

Bilder von Gewalt erschüttern meist, weil sie Brutalität und Erniedrigung zeigen, also die erdrückende Macht der durch Gesetz, Bewaffnung, Aggressivität oder Körperkraft Stärkeren über Schwächere. Das Bild aus Beirut erschütterte und faszinierte mich, weil es am Fundament des zentralen Machtverhältnisses der jüngeren Menschheitsgeschichte rüttelte: dem physischen Gewaltmonopol der Männer.

Wir befinden uns im 21. Jahrhundert, in den Kinos verprügeln Superheldinnen männliche Bösewichte, Frauen sind in alle Stilarten des Kampfsports vorgedrungen, Soldatinnen kommen an der Front zum Einsatz. Aber Wonder Woman, olympische Boxerinnen und Bomberpilotinnen haben wenig an dem Glauben geändert, dass es im Kampf gegen die Ungleichheit der Geschlechter zwei scheinbar unverrückbare Konstanten gibt: die körperliche Unterlegenheit von Frauen gegenüber Männern und die männliche Bereitschaft zu Aggression. Neben der weiblichen Gebärfähigkeit sind das die zentralen Kriterien, um Menschen in zwei Geschlechter zu unterteilen. Nur die Gebärfähigkeit ist ein biologisches Merkmal, doch alle drei werden bis heute als «Naturgesetze» gesehen. Auf der vermeintlich «natürlichen» physischen Überlegenheit und Aggressivität, über die letzten Jahrtausende immer wieder religiös und juristisch kodifiziert, beruht das männliche Gewaltmonopol. Es ist die Grundlage jeder patriarchalen Herrschaft, die wiederum alle anderen sozialen Hierarchien durchzieht.

Das Bild der kickenden Königin von Beirut hängt über meinem Schreibtisch. Malak Alawiye heißt sie, zum Zeitpunkt jener De-

monstration war sie 39 Jahre alt. Wenige Wochen später feierte sie ihre Hochzeit im weißen Brautkleid mitten unter den Protestierenden. Vier Monate später wurde gegen sie ein Verfahren vor einem Militärgericht eröffnet wegen Körperverletzung und Beleidigung von Sicherheitskräften, das in den politischen Unruhen der folgenden Jahre im Sand verlief.

Liebe Malak, dachte ich bei jedem Blick auf das Foto, was, wenn dein Bild Schule macht? Was, wenn das «Naturgesetz» als Täuschung, als soziale Konstruktion entlarvt wird und auch diese Säule des Patriarchats zu bröckeln beginnt? Was, wenn Frauen sich das Recht zur (Gegen-)Gewalt nehmen?

Dann merkte ich, dass ich etwas übersehen hatte.

Es ist verblüffend, wie ein kurzes Schlaglicht im täglichen Nachrichtenstrom den eigenen Blick schärfen kann. Je länger ich über diese Fragen nachdachte, desto mehr Bilder anderer Kick Queens tauchten auf: Suffragetten, die Anfang des 20. Jahrhunderts einen «physischen Feminismus» propagiert hatten. Faustkämpferinnen, die im frühen 18. Jahrhundert in Europa in öffentlichen Arenen auch gegen Männer antraten. Die Brigade der Strickerinnen, die während der Französischen Revolution ihr Bürgerrecht auf Bewaffnung einforderte. Buddhistische Nonnen, die eine Kampfkunst eigens für Frauen entwickelt haben sollen. Eine Bürgerinnenwehr in Indien, die Vergewaltiger verprügelt.

Je mehr ich recherchierte, desto globaler und verbreiteter erschien das Phänomen von Frauen, die kämpfen und auf das Recht auf Gewalt pochen. Für eine Serie von Portraits weiblicher Davids gegen männliche Goliaths war schnell genügend Material zusammengekommen. Aber ein solches Buch wäre langweilig geworden. Und es hätte die Geschichte verzerrt. Denn einzelnen Episoden über Frauen, die zu(rück)schlagen, angreifen, sich bewaffnen, verletzen, töten und so zumindest für einen kurzen Moment physische Macht ausüben, haftet immer das Exotische, das Exzeptionelle an. Der «Jeanne-d’Arc-Effekt».

Die Frauen, über die ich in diesem Buch schreibe, sind keine

Ausnahmen von der Regel, keine «Unfälle der Natur». Ihre Entscheidungen, körperliche Gewalt auszuüben, spiegeln gesellschaftliche Umbrüche wider, in denen sich Geschlechtergrenzen verschoben haben. Das ist zunächst eine Feststellung, keine Wertung. Patriarchale Gesellschaften sind Gewalträume, in denen Menschen, vor allem Frauen, dienstbar gemacht werden. Aber sie schaffen nie klare Linien zwischen Unterdrückern und Unterdrückten. Wenn Frauen im Rahmen patriarchaler Verhältnisse Gewalt ausüben, kann der Kontext ambivalent, manchmal verstörend sein. Viele weiße US-amerikanische Feministinnen des späten 19. Jahrhunderts begründeten das Recht auf Selbstverteidigung mit dem rassistischen Stereotyp sexuell aggressiver Schwarzer Männer. Die indische Bürgerinnenwehr praktiziert Selbstjustiz. Bei den Mixed Martial Arts (MMA) lassen sich Top-Fighterinnen von einer rechten Bewegung vereinnahmen.

Von solchen Widersprüchen wird zu reden sein. Sie ändern jedoch nichts daran, dass in der Geschichte des Patriarchats verblüffend viele Frauen sich dem «Naturgesetz» der männlichen körperlichen Überlegenheit widersetzt haben und dies heute mehr denn je tun. Übrigens oft mit der Unterstützung von Männern.

Bloß ist diese Geschichte gewaltbereiter Frauen kaum je erzählt worden. Sie wurde vergessen und verdrängt. In den Medien, in den Wissenschaften, in der öffentlichen Debatte. Wobei «gewaltbereit» hier eben nicht meint, physischen Zwang gegen körperlich und sozial Schwächere auszuüben, sondern sich diesem Zwang und seinen politischen Folgen zu widersetzen.

Erstaunlicherweise haben auch die großen Theoretikerinnen des Feminismus das männliche Gewaltmonopol selten infrage gestellt. Nun war politische Theorie immer schon geprägt von einer Distanz zum Körperlichen. Gewalt wurde und wird meist als abstraktes oder kollektives Phänomen behandelt, als Ausdruck eines Machtverhältnisses im Rahmen des Politischen. Mit Beginn der zweiten feministischen Bewegung in den 1960er und

1970er Jahren, als das Private politisch wurde, rückten Theoretikerinnen und Aktivistinnen den weiblichen Körper in den Fokus. Sie betrachteten ihn vor allem als Beweismittel für patriarchale Unterdrückung: permanent bedroht, verletzt, verstümmelt, erniedrigt oder getötet durch Vergewaltigung, sexuelle Übergriffe, Pornos, Schönheitsideale, Abtreibungsverbote, schlechtere Gesundheitsversorgung, häusliche Gewalt, Zwangsverheiratung. Nur selten erschien der weibliche Körper als Teil eines Subjekts, das sich zu wehren weiß, das physisch aufbegehrt, also männlich besetzte Eigenschaften wie Wut und Aggression zeigt.

Das war in der ersten Welle der westlichen Frauenbewegung anders. Damals erklangen Parolen wie: «Jede Frau ist ihre eigene Beschützerin.» Oder: «Es ist unweiblich, sich überwältigen zu lassen.» Dieser physische Feminismus tauchte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wieder auf, aber zunächst nur in Nischen der Bewegung. Und er stieß bei jenen Aktivistinnen auf Ablehnung, die weibliche Friedfertigkeit und Gewaltlosigkeit für politische, anti-patriarchale Tugenden hielten. Dahinter steckt eine Frage, die besonders für Feministinnen meiner Generation schmerzhaft ist: Wir haben jahrzehntelang angeprangert, wie Frauen ununterbrochen zu Opfern sexistischer Gewalt werden. Das hat diese Gewalt endlich skandalisiert. Aber hat der Fokus auf den weiblichen Opferstatus sie womöglich auch perpetuiert?

Dieses Buch ist kein Appell an seine Leserinnen, umgehend mit Karate oder Boxen anzufangen. Es ist auch kein Appell an seine Leser, sich Freundinnen, Ehefrauen, Töchtern als Sparringspartner zur Verfügung zu stellen. Es ist eine historische wie geografische Suche nach weiblicher Entschlossenheit zu physischem Kampf – und der Lust daran. Nach verstecktem oder offenem, manchmal auch fehlgeleitetem körperlichen Widerstand gegen misogyne Gewalt. Nach Frauen und trans Menschen, die mit ihrem Körper das männliche Monopol auf Aggressivität brechen. Nach Männern, die sich mit ihnen solidarisieren. Und nach Ant-

worten. Warum wird ein Mensch, der Gewalt ausübt, unabhängig von seiner Geschlechtszugehörigkeit fast immer mit dem Attribut des Männlichen versehen? Warum werden Menschen, die Gewalt erleiden, ob Frau oder Mann, fast immer verweiblicht?

Auf den folgenden Seiten wird viel geprügelt, getreten und geschossen. Natürlich geht es auch um Theorien, Ideologien und Debatten. Aber es geht vor allem um Muskeln, Atem und Stimme und um die Entschlossenheit oder die Angst, Raum einzunehmen. Es geht um die eigene Erinnerung an Übergriffe, Fluchten und Gegenwehr, um heruntergeschluckte und hochgespülte Wut, um die Ausdehnung oder Selbstbeschränkung der Bewegungsfreiheit. «Körperarchiv» nennt das die französische Philosophin Elsa Dorlin. Die Körperarchive der Menschen, mit denen ich gesprochen habe, waren wichtige Quellen für dieses Buch. Und mein eigenes konnte ich weder beim Schreiben oder Lesen noch beim Zuhören ignorieren.

Das ist keine Trigger-Warnung. Es ist die Einladung zu einer Entdeckungsreise. Die Begeisterung britischer Suffragetten für japanische Kampfkunst war für mich ebenso neu wie die Berichte über eine verschwitzte Marlene Dietrich in einem Berliner Boxing der 1920er Jahre. Ich wusste nichts von der weiblichen Eliteeinheit in der Armee eines westafrikanischen Königreichs, die europäischen Kolonialtruppen mehr Angst einjagte als männliche Kämpfer. Ich wusste nichts von der Rolle der «Ladyboys», der trans Frauen, im thailändischen Boxen. Oder von den Luchadoras im mexikanischen Ciudad Juárez, Ringerinnen, die in der «Stadt der Frauenmorde» um die Deutungshoheit über das Bild des weiblichen Körpers kämpfen.

Es mag weltfremd klingen, ausgerechnet jetzt eine andere Geschichte der Gewalt- und Körperbeziehungen zwischen Frauen und Männern zu erzählen. Dieses Buch erscheint inmitten eines weltweiten und dramatischen Backlashs gegen Feminismus und Menschenrechte. Genderbewusstsein, gleichgeschlechtliche

Ehen, die Legalität des Schwangerschaftsabbruchs sind Kampfbe-
griffe eines rechten Diskurses geworden. Politiker gewinnen mit
offener Misogynie Wahlen. Während ich dieses Buch geschrie-
ben habe, wurde Donald Trump, inzwischen wegen sexuellen
Missbrauchs rechtskräftig verurteilt, erneut zum Präsidenten der
USA gewählt. Rechte Influencer propagieren in Internetforen die
Vergewaltigung von Frauen als Vorrecht des «echten» Mannes
und generieren damit Millionen von Klicks. Militante gekränk-
te Maskulinität, verrührt mit einem nationalistischen Narrativ,
stellt immer noch und mehr denn je eine globale Bedrohung dar.
Russlands Einmarsch in die Ukraine 2022 ist ein besonders er-
schütterndes Beispiel, von Wladimir Putin kurz vor Kriegsbeginn
mit einer Vergewaltigungsmetapher angekündigt: «Du wirst dich
fügen müssen, meine Schöne.»

Diese Rückschläge sind verstörend. Ich musste mir immer wie-
der in Erinnerung rufen, dass sie nicht die Aussichtslosigkeit des
Kampfes um Geschlechtergerechtigkeit beweisen, sondern eine
Reaktion auf dessen Erfolge sind. Der Prozess der Emanzipation
der Frauen und queerer Menschen ist die wohl größte Revolution
der jüngeren Menschheitsgeschichte. Sie mäandert, läuft manch-
mal in Sackgassen, wird von Widersprüchen und Gegenschlägen
gehemmt. Vom Ziel einer geschlechtergerechten Gesellschaft
sind wir noch weit entfernt. Und der jüngste Backlash zeigt, wie
schnell Errungenschaften zunichtegemacht werden können. Die
große Mehrheit der Millionen Anhänger einer militant gekränk-
ten, gewaltbereiten Mannosphäre sind junge Männer und männ-
liche Jugendliche, die ihre Sehnsucht nach einem autoritären Pa-
triarchat in die nächsten Jahrzehnte tragen werden.

Um so wichtiger ist es, dass immer mehr Frauen – und Männer –
an immer mehr Orten der Welt das Fundament dieses Patriar-
chats angreifen: den Glauben, dass physische Überlegenheit und
die daraus resultierende Bereitschaft zu Aggressivität etwas an-
geboren Männliches ist – und körperliche Unterlegenheit und
Hang zu Passivität etwas angeboren Weibliches.

Meine Reise zu den Stationen eines physischen Feminismus beginnt in Bibliotheken und Archiven auf den Spuren «schlagender Weiber» vergangener Jahrhunderte. Von dort geht es weiter nach Großbritannien, Mexiko, ins westafrikanische Benin, nach Thailand. Am Ende lande ich in den Slums von Nairobi und im Berliner Stadtteil Kreuzberg. Zwei von vielen Orten, an denen Menschen begriffen haben, dass patriarchale Gewalt nicht auf einer unabänderlichen, weil biologischen Überlegenheit beruht, sondern auf einer sozialen Konstruktion, die sie ändern können. Für mich sind es Orte realistischer Utopien. Sie sind nicht friedlich. Es wird geboxt, gerungen, gebrüllt und gekämpft. Jungen lernen dort, dass Aggressivität menschlich ist und Dominanz über Frauen nicht männlich. Mädchen lernen, sich nicht mehr kleinzumachen, sondern sich mit ihren Körpern selbstbewusst in die Welt zu stellen.

Oder wie es Feministinnen der ersten Generation formulierten: Sie lernen, dass es «unweiblich ist, sich überwältigen zu lassen».

KAPITEL 1

Vom Auftauchen und Verschwinden schlagender Weiber



Ich war acht Jahre alt, als ich mir zu Weihnachten Boxhandschuhe wünschte. «Kommt nicht infrage», erklärte meine Mutter. «Du läufst jetzt schon herum wie ein Möbelpacker. Nimm Ballettstunden!» Ich hatte damals beschlossen, als Junge durch die Welt zu gehen. Ich verachtete Röcke, Puppen und Klassenkameradinnen mit rosa Poesiealben. Ich trug die Haare kurz, träumte von einer Karriere als Bundesligaprofi und forderte jeden, der beim Fußball keine Mädchen auf den Bolzplatz lassen wollte, zum Raufen auf. Gewann ich, durfte ich als «der Andi» mitspielen. Verlor ich, gab es Spott. Und vielleicht ein paar Minuten im Tor, wenn einer der Spieler keine Lust mehr hatte. Meine Mutter verwarf bald die Idee mit dem Ballett und fand

sich mit meinem Verhalten ab. Besser eine Tochter, die sich prügelte, als ein Sohn, der mit Puppen spielte. Die Handschuhe bekam ich trotzdem nie. Ein Mädchen boxt nicht, sagte meine Mutter kategorisch. Worin ich ihr zustimmte. In meinen Augen war ich ja keines.

Natürlich ahnte ich nicht, welche Provokation in meinem Wunsch steckte. Dass Frauen und Mädchen mit der Faust einem oder einer anderen ins Gesicht schlagen, sich mit ihrem Körper aggressiv in die Welt stellen, galt in jenen Zeiten – wir sprechen von den späten 1960er Jahren – als unvorstellbar. Das blieb noch lange so.

Gut zwei Jahrzehnte später – ich hatte mir inzwischen sowohl Boxhandschuhe gekauft als auch Frieden geschlossen mit meiner Geschlechtszugehörigkeit – schlug ich erwartungsvoll eines der damals besten Bücher über das Boxen auf, verfasst von einer erklärten Feministin. Doch statt eines Plädoyers für Frauen im Kampfsport las ich eine Eloge an den Faustschlag als männliches Privileg. Die Maskulinität des Mannes, schrieb 1987 die amerikanische Schriftstellerin Joyce Carol Oates in ihrem Essay «Über Boxen», bestehe im Gebrauch seines Körpers, «aber auch im Triumph über den Körper eines anderen Mannes.»¹ Blödsinn, dachte ich, dieses Gefühl des Triumphes kenne ich doch auch.

Oates glaubte, was damals fast alle glaubten: dass die Natur nur Männern eine aggressive Körperlichkeit in die Wiege gelegt hat. Dass also die Fähigkeit und der Wunsch zu kämpfen, biologisch eingeschrieben und nicht kulturell normiert sind. Dieser Glaube hält sich hartnäckig, auch wenn längst Profiboxerinnen und MMA-Kämpferinnen in Sportstätten wie dem Madison Square Garden gegeneinander antreten. Die Geschichte des Kämpfens, ob im Militär, im Sport, im Duell, wird immer noch als eine männliche erzählt, von den Gladiatoren Roms über Ritterturniere bis zu Muhammad Ali. In Wahrheit ist es eine mehrheitlich männliche – mit sehr vielen Frauen.

In Bibliotheken stieß ich auf die Geschichten von Gladiatorin-

nen in den römischen Arenen und von weiblichen Samurai im feudalen Japan. In einem Fachmagazin für Kampfkunst fand ich Zeichnungen von Gerichtskämpfen in deutschen Fürstentümern des 15. Jahrhunderts. Die Streitparteien entschieden über Schuld oder Unschuld in Kämpfen mit Kugelschleuder und Schlagkolben. Duelle, die auch Frauen gegen Männer ausfochten, die sie der Vergewaltigung beschuldigt hatten.²

Zwei Hobbyhistorikerinnen, selbst begeisterte Kampfsportlerinnen, wiesen mich auf die führende Rolle von Frauen bei Revolten auf Sklavenschiffen hin. In den Kriegen indigener Völker gegen die US-Armee und weiße Siedler waren weit mehr Frauen an den Kampfhandlungen beteiligt als lange angenommen.

Ich hängte Bilder dieser Frauen neben dem der Beiruter Kick Queen über meinem Schreibtisch auf. Die Reihe wurde immer länger und die Vorstellung immer normaler, dass Frauen aus allen richtigen und falschen Gründen physische Gewalt anwenden.

Warum, fragte ich mich, tolerierten Gesellschaften diese eklatante Überschreitung der Geschlechtergrenzen in bestimmten (meist kurzen) Epochen oder hießen sie sogar gut? Und warum wurden sie dann wieder über lange Zeiten geächtet, verdrängt oder verboten?

Vielleicht gibt die Geschichte einer der großen europäischen Box-Legenden darüber Aufschluss. Geboren wurde sie Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts. Bilder habe ich nicht gefunden. Aber in Büchern und Zeitungsberichten finden sich genug Spuren, um sie wieder lebendig werden zu lassen.

Faustkampf im gemischten Doppel

Am 23. Juni 1722 erscheint im *London Journal* die Anzeige einer gewissen Elizabeth Wilkinson, in der sie eine Marktfrau namens Hannah Hayfield zum Kampf auffordert. «Ich lade sie der Satisfaktion wegen ein, mich auf der Bühne zu treffen und um drei

Guineen zu boxen.»³ Ob Wilkinson und Hayfield wirklich in Streit geraten waren, ist nicht klar. Womöglich hat die Marktfrau behauptet, stärker zu sein als die «Europäische Meisterin». So nennt man Elizabeth Wilkinson in diesen Tagen.⁴

Ihre Gegnerin antwortet ihrerseits mit einer Anzeige im *London Journal*: «Ich, Hannah Hayfield aus New Gate Market, habe die Entschlossenheit von Elizabeth Wilkinson zur Kenntnis genommen und werde mit Gottes Hilfe nicht darin scheitern, ihr mehr Schläge als Worte zu verpassen.»⁵ Schauplatz des Kampfes ist Hockley-in-the-Hole.

Hockley im Loch ist in jenen Zeiten berüchtigt, weil es bei Regen im Schlamm versinkt. Und es ist berühmt, weil hier Londons beliebtester «bear garden» liegt, eine Mischung aus Kampfring, Freiluft-Gasthaus und Rummelplatz. Jeden Montag und Donnerstag wird «bear and bull baiting» geboten, Hetzjagden auf Bären und Bullen durch abgerichtete Hunde in einer eingezäunten Arena, ein Spektakel, das sich in der elisabethanischen Zeit ausgebreitet hatte.⁶ Dessen Popularität ist ungebrochen, obwohl oder weil einige Jahre zuvor der Besitzer des Gartens von einem Bären zerfleischt worden war. Jetzt stehen neben Tieren auch «Meister in der noblen Kunst der Verteidigung» auf dem Programm.⁷ In den Jahren zuvor wurden bereits vereinzelt Bare-Knuckle-Fights ausgetragen. Aber nun werden sie zu Spektakeln für die Masse. Boxhandschuhe gibt es noch nicht. Die Kontrahenten kämpfen mit bloßen Fäusten, manchmal auch mit Kurzschwertern. Helfer nähen in den Pausen notdürftig Schnitt- und Platzwunden.

Königshaus und Kirche verabscheuen die Bärengärten mit ihrem alkoholisierten Publikum, dessen Begeisterung für physische Auseinandersetzung Autoritäten nicht geheuer sein kann. Trotzdem mischen sich Adelige, Künstler und Reisende unters Volk, hin- und hergerissen zwischen Grusel und Faszination für diese «recht englische Lust» am Kämpfen, wie der Frankfurter Patri- zier Zacharias Konrad von Uffenbach beim Besuch auf der Insel

1710 notiert. Besonders fasziniert ihn, dass auch Frauen boxen und fechten «ohne Schnürbrust und im bloßen Hemde».⁸ In den Reihen der Zuschauer sieht man den Schriftsteller Jonathan Swift, den Dichter Alexander Pope und immer wieder den Maler William Hogarth, der Szenen aus dem Bärengarten in Bildern festhält.

Wo Elizabeth Wilkinson einst gegen Hannah Hayfield um drei Guineen boxte, an der Ray Street im Stadtteil Clerkenwell, steht heute ein schickes Restaurant. Bei Jakobsmuscheln mit handgemachten Ravioli in Hummersuppe für 27 Pfund kann man sich im Kopfkino ausmalen, wie Wilkinson ihrer Gegnerin den ersten Hieb verpasste.

Die beiden schlugen sich laut Beschreibung des *London Journal* fast eine halbe Stunde «mit großer Tapferkeit» und «zur nicht geringen Befriedigung der Zuschauer».⁹ Und zwar mit geschlossenen Fäusten. Die Regeln damals verlangten, dass Kämpferinnen Geldmünzen in den Fäusten halten mussten, damit sie nicht in Versuchung kamen, ihre Gegnerin zu kratzen. Die Fingerknöchel von Wilkinson und Hayfield müssen nach wenigen Runden so blutig und geschwollen gewesen sein wie ihre Gesichter. Wilkinson wurde schließlich zur Siegerin erklärt.

Sie kämpfte über mehrere Jahre. Allein oder zusammen mit ihrem Ehemann im gemischten Doppel gegen andere Paare. Die Presse feierte sie als «Stadt- und Europameisterin» und «Britannias mächtigste Heldin».¹⁰ Offenbar war sie ebenso populär wie ihr Zeitgenosse James Figg, Gründer der ersten Schule für Boxen, Schwert- und Stockfechten und damals der berühmteste männliche Fighter in England.

Genau wie Figg hat Wilkinson vermutlich alle ihre Kämpfe gewonnen. Eine Niederlage ist jedenfalls nirgendwo vermerkt. Genau wie Figg beherrschte sie die Kunst der Selbstvermarktung. Für den Sieg gegen Ann Field, eine Eselstreiberin, soll sie zehn Pfund kassiert haben, damals ein erkleckliches Preisgeld. Die Niederlage ihrer Gegnerin hatte sie mit einer Großspurigkeit

angekündigt, wie es 250 Jahre später Muhammad Ali tun sollte. «Die Schläge, die ich ihr verpassen werde, werden heftiger sein als alle, die sie jemals ihren Eseln verabreicht hat.»¹¹

Ihr letzter dokumentierter Kampf ist auf den 7. Oktober 1727 datiert. Vielleicht wollte sie am Höhepunkt ihrer Karriere abtreten, vielleicht musste sie ihrem Körper Tribut zollen. Im Juli desselben Jahres war sie mit ihrem Mann im gemischten Doppel gegen ein irisches Ehepaar angetreten. Zwanzig Guineen Preisgeld bekam das Paar, das, so die Ausschreibung des Kampfes, mit dem Kurzsword «die meisten Hiebe und Schnitte austeilte».¹² Es muss reichlich Blut geflossen sein bei diesem Fight, über dessen Sieger in den Archiven nichts zu finden ist. Jedenfalls verlieren sich die Spuren von Elizabeth Wilkinson in diesem Jahr. Nichts von ihrem Leben vor und nach ihrer Boxkarriere ist bekannt. Auf Figg wurden noch Jahrzehnte nach seinem Tod Heldenverse gedichtet. Er gilt heute als «Vater des modernen Boxsports», sein Name wurde 1992 in die International Boxing Hall of Fame in den USA aufgenommen.¹³ Von Wilkinson wissen wir nicht einmal, wie sie aussah.

Dass Frauen in der Geschichtsschreibung immer wieder aus der Welt fallen, ist bekannt. Warum aber wurde Elizabeth Wilkinson über Jahre so euphorisch gefeiert? Warum erschienen Kämpferinnen in den Bärengärten so normal?

Sex, Aufruhr, Pracht und Elend – so beschreibt der britische Historiker Jerry White das London des 18. Jahrhunderts.¹⁴ Die Stadt boomte und stank. Immer mehr Menschen zogen ins Zentrum eines sich ausdehnenden Imperiums. Villen- und Elendsviertel wuchsen. Gewaltkriminalität vermischte sich mit sozialem Widerstand, es wimmelte von Prostituierten. White beschreibt sie nicht nur als Opfer, sondern auch als Geschäftsfrauen, die sich der weiblichen Norm sexueller Unterwürfigkeit entzogen.

Freiräume taten sich in diesen Anfängen der industriellen Revolution oft aus purer Not auf. Es waren körperlich schwer

arbeitende Frauen, die in den Bärengärten gegeneinander antraten. Ihre Spitznamen in der Arena verwiesen häufig auf ihren Beruf: Die «boxende Schmiedin», die «schlagende Marktfrau», die «kämpfende Eselstreiberin».¹⁵ London, die Stadt der Extreme, war ihr Trainingsgelände. In eine Männerdomäne wie das Schmiedegewerbe vorzudringen, erforderte verbale wie physische Schlagfertigkeit, um mit Anfeindungen und Übergriffen fertigzuwerden. Ein Faustkampf unter den Anfeuerungsrufen eines betrunkenen Publikums musste einer boxenden Schmiedin wie eine willkommene Abwechslung erschienen sein.

Frauen konnten sich auch deswegen als Kämpferinnen etablieren, weil die Bärengärten den oberen Schichten als verrucht galten. Das vermeintlich niedere Volk hatte mehr Freiheit, mit Sitten und Ehre zu spielen. In den Augen der Mächtigen besaß es weder das eine noch das andere. Sollte sich das Gesindel, männlich wie weiblich, doch prügeln.

Was es auch tat, bis die gehobene Gesellschaft das Boxen für sich entdeckte. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts schüttelte der Faustkampf in seiner Hochburg Großbritannien das Pöbel-Image ab.¹⁶ Die wüsten Spektakel verwandelten sich in seriösere Veranstaltungen mit immer ausgefeilteren Regeln. Neue Hallen mit Sitzreihen wurden gebaut. Aus der «recht englischen Lust am Kämpfen», die der Frankfurter Reisende Zacharias Konrad von Uffenbach 1710 konstatiert hatte, wurde eine britische Tugend. Eine männliche britische Tugend.

Nach der Theorie des Soziologen Norbert Elias, der sich ausführlich mit der Rolle von Gewalt in Gesellschaften beschäftigt hat, wäre das ein klassischer Beweis für die zivilisierende Wirkung des Sports. Die US-amerikanische Autorin Malissa Smith, deren Recherchen und Bücher mich zu Elizabeth Wilkinson geführt hatten, hat eine andere These. Sie widerspricht Elias nicht, sie stellt ihn in einen feministischen Kontext. Die durchlässigeren Geschlechtergrenzen in den Bärengärten fielen, so Smith, der Weltpolitik zum Opfer. Nach acht Jahren Krieg hatte das Empire 1783 seine nord-

amerikanischen Kolonien verloren. Patriarchale Großmächte entwickeln eine reflexhafte Obsession mit nationaler physischer Männlichkeit, wenn sie sich in ihrer Unantastbarkeit bedroht fühlen. Nach der Niederlage im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg sorgten sich britische Medien und Politiker um die Wehrfähigkeit des Empire im Allgemeinen und des britischen Mannes im Besonderen. Boxen, lange als Vergnügen für das gemeine Volk verachtet, bot nun eine ideale Projektionsfläche für maskulinen Mut und, weil zunehmend reguliert, für «britische Fairness».

Kämpfe von Frauen sind bis ins späte 18. Jahrhundert dokumentiert. Nur wurden sie immer häufiger kritisiert als Affront gegen eine «wahre Weiblichkeit». Großbritanniens wachsende Mittelschicht gab nun Geschlechternormen vor, nach denen Frauen im Gegensatz zu Männern als physisch schwächer, aber moralisch stärker galten, und folglich im eigenen Haus besser aufgehoben waren als in der harten, schmutzigen Welt von Fabriken, Büros und Parlamenten. Grazil sollte sie sein, die ideale Frau des nun anbrechenden viktorianischen Zeitalters, versiert in Musik, Zeichnen und Französisch, frei von Bedürfnissen nach Sexualität und körperlicher Autonomie. Dazu passend entwickelte sich die Kleidermode. Im neuen Reifrock, Krinoline genannt, konnte frau sich nicht mal am Knie kratzen.¹⁷ Im Ring waren die «Weiber» nicht mehr erwünscht. Dafür umso mehr am Ring. Aus der Kämpferin, schreibt Smith, wurde die «Zuschauerin, um die britische Maskulinität zu bestaunen».¹⁸

In ihrem Buch «Die Patriarchen» über die Ursprünge männlicher Herrschaft schlägt die britische Wissenschaftsjournalistin Angela Saini den Bogen weiter.¹⁹ Dass der Staat dem Modell der patriarchalen Familie entsprechen sollte, war in Europa längst Konsens, wurde aber durch das britische Empire mit besonderer Konsequenz verfolgt und in die Welt getragen. «Wenn die Familie unter Kontrolle war, wenn jede*r die Geschlechternormen exakt befolgte», schreibt Saini, «war der Staat sicher.» Die wachsende Mittelschicht habe die Aufgabe gehabt, diese Familienwerte mit

ihrer Geschlechtertrennung vorzuleben. Für prügelnde Heldinnen Britannias war da kein Platz mehr.

Je mehr ich über die Kämpferinnen im Bärengarten las, desto bekannter kam mir die Szenerie vor. Das Gegröle des Publikums, der Dunst von Alkohol und Schweiß, die marktschreierische Ankündigung des nächsten Fights – all das meinte ich, schon einmal gesehen zu haben. Hatte ich auch. Und zwar in der modernen US-amerikanischen Variante des Bärengartens.

Ein Abend mit Wendy der Kriegerin

Es muss in der zweiten Runde gewesen sein, als die ersten Blutstropfen auf meinen Notizblock platschten. Evan «The Bomber» Bosley hatte «Big John» Toller einen Schlag auf die Nase verpasst. Worauf dieser wie ein nasser Hund den Kopf schüttelte. Ich, die Reporterin aus Deutschland, hatte einen Ehrenplatz direkt am Ring bekommen. Ausländische Presse ist nicht oft zu Gast in Beckley.

«Are you tough enough?» «Bist du hart genug?» Mit dieser Frage locken die Veranstalter des US-amerikanischen Toughman Contest jedes Jahr Hunderte Box-Novizen in den Ring und Tausende in die Zuschauerreihen. Nicht in New York, Las Vegas oder Los Angeles, sondern in den kleinen maroden Industriestädten des Stahl- und Kohlegürtels wie Beckley, West Virginia. Orte, in denen Walmart der größte Arbeitgeber ist, der Waffenbesitz heilig und Donald Trump heute ein Held. Wo die Opioid-Krise wie ein Hurrikan durchfegt. Wo niemand seinen Kindern Flausen vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten in den Kopf setzt. Und wo umso trotziger an jeder Tankstelle grell die Neon-Werbung «God Bless America» leuchtet.

Anfang der 2000er Jahre lebte ich als freie Journalistin in New York. Wann immer ich bei meinen Bekannten in Manhattan oder Brooklyn die Toughman-Turniere in den Appalachen erwähnte,